



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

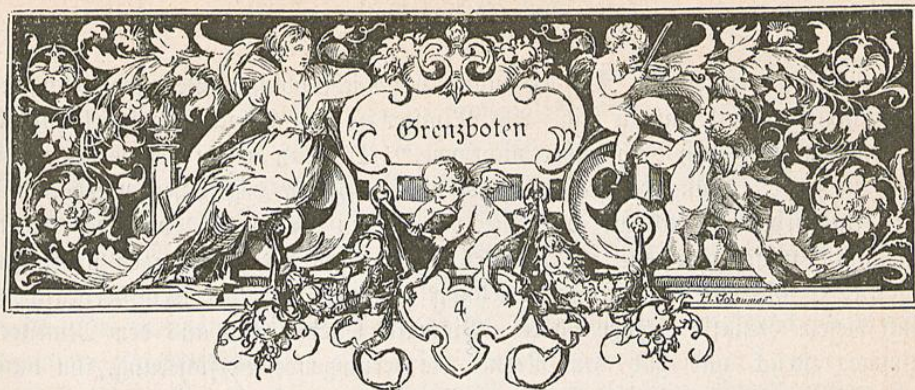
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

John Lothrop Motley

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## John Lothrop Motley



Bei einem Hoffeste in Wien während der Friedensverhandlungen zwischen den deutschen Mächten und Dänemark (1864) wurde dem Könige von Preußen das diplomatische Korps vorgestellt, und er äußerte zu dem Gesandten der Vereinigten Staaten: „Ah, ich habe von Ihnen gehört durch meine Schwiegertochter. Sie sind ein Schriftsteller?“ Der Ton, in dem Motley seiner ältesten Tochter über diese Ansprache berichtet, läßt einige Enttäuschung durchblicken. Er war durch die Aufnahme seines ersten Werkes über den Abfall der Niederlande bei drei Nationen verwöhnt worden. Die Nordamerikaner waren stolz auf diesen schnell berühmt gewordenen Landsmann, die Holländer fühlten sich geschmeichelt, und in England war man angenehm berührt durch die Verherrlichung des Ahnherrn jenes Mannes, der die englische Revolution so glücklich zum Abschluß gebracht hat. Sie alle kargten nicht mit ihrem Beifall. In Deutschland aber ist Motley wohl kaum so allgemein bekannt geworden, wie etwa Bancroft und Prescott. Dem entspricht es auch, daß nach dem Erscheinen seines Briefwechsels im Original die deutsche Presse darin namentlich das beachtete, was sich auf seine Freundschaft mit Bismarck bezieht. Und in der That mußte man seine Freude über die Veröffentlichung der Briefe haben, die so schön die längst bekannten, an seine Frau gerichteten ergänzen. Wie köstlich ist gleich das erste, in einer Landtags Sitzung begonnene Schreiben vom 17. April 1863! „Ich bin genötigt, ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße, die ich nicht besser benutzen kann, als indem ich dir von meinem Wohlbefinden Nachricht gebe. Ich habe niemals geglaubt, daß ich in meinen reifen Jahren genötigt werden würde, ein so unwürdiges Gewerbe wie das eines parlamentarischen

Ministers zu betreiben. Als Gesandter hatte ich, obchon Beamter, doch das Gefühl, ein Gentleman zu sein. Als Minister ist man Helot. Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie.“ Es muß daran erinnert werden, daß in jener Sitzung die schleswig-holsteinische Frage besprochen wurde, und der Abgeordnete Virchow, der eine von seinen berühmten, von der Weltgeschichte unhöflicherweise nie beachteten politischen Prophezeiungen vortragen wollte, es als eine Verfassungsverletzung erkannte, daß der Ministerpräsident sich diesem Genusse entzogen hatte. Bismarck kehrte sofort aus dem Ministerzimmer zurück und gab dem Redner die beruhigende Versicherung, ihn auch im Nebenzimmer gehört zu haben, worüber denn große Entrüstung zum Ausbruche kam. In diesem Zusammenhange wirkt der Brief um so erheiternder.

Bismarck und Motley waren bekanntlich als Studenten in Göttingen 1832 in einen freundschaftlichen Verkehr getreten, der sich in Berlin fortsetzte. Ein Wiedersehen erfolgte erst, als Motley 1855 auf der Reise von Brüssel nach Florenz Frankfurt berührte und den preußischen Gesandten am Bundestage aufsuchte. Er schildert seiner Frau ausführlich den überaus herzlichen Empfang. „Wenn ich sein Bruder gewesen wäre, statt nur ein alter Freund, hätte er nicht wärmere Zuneigung und mehr Entzücken zeigen können, mich bei sich zu sehen.“ Und bei einem drei Jahre später in Frankfurt abgestatteten Besuche sagt ihm Frau v. Bismarck, seine Anwesenheit verjünge ihren Gemahl um zwanzig Jahre. Motley setzt hinzu: „Es scheint mir lächerlich, daß jemand durch meine Gesellschaft belebt und erheitert werden sollte; aber es hat seinen guten Grund. Seine ganze Zeit ist so angefüllt mit der langweiligsten aller seccaturas, der Politik des deutschen Bundes, daß, wenn ein solcher mittelalttriger Herr vorübergehend in einen achtzehnjährigen Sünling verwandelt wird mit dem entsprechenden Betragen, es kein Wunder ist, daß seine Familie sich darüber freut.“ Er schildert den ungezwungenen Verkehr im Hause, wie er seitdem so unzähligemale geschildert worden ist, zeigt aber auch volles Verständnis für die Bedeutung des Mannes, dessen politische Ansichten allerdings sehr verschieden seien von den seinigen, „obwohl wir nicht solche Antipoden sind, wie du vielleicht voraussetzest.“ „Ich finde, daß ich ihn noch lieber habe, als ich selbst glaubte, und doch weißt du, welch eine hohe Meinung ich immer von seinen Talenten und seiner Gemütsart hegte. Er ist ein Mann von sehr edlem Charakter und großer Geisteskraft. Die hervorragende Stellung, die er jetzt als Staatsmann einnimmt, suchte ihn! Er suchte weder sie, noch sonst ein Amt. . . ich bezweifle nicht, daß er zum Premierminister ausersehen ist, falls seine hartnäckige Wahrhaftigkeit, die für Politiker ein Stein des Anstoßes werden kann, ihm nicht im Wege sein wird.“ Wie wenige würden damals, 1855, dieses Urteil unterschrieben haben!

Welchen Einfluß Bismarcks Persönlichkeit auf ihn ausübte, zeigte sich namentlich nach seinem Aufenthalt in Warzin im Jahre 1872. In Wien

waren sie sich 1864 zwar begegnet, jedoch im Drange der Geschäfte wohl kaum zu so ruhigem Gedankenaustausche gekommen, wie dort auf dem Lande. Und nun äußert er sich in einem Briefe an den amerikanischen Dichter Oliver Wendell Holmes nicht nur voll Begeisterung über Bismarcks Wirken, sondern auch über den Ersatz „des latinisirten keltischen Einflusses durch den soliden gefunden teutonischen,“ über die Herstellung eines einigen Italiens und eines einigen Deutschlands, während er früher den Einheitsbestrebungen und den Ansprüchen Preußens ziemlich kühl und mit Neigung zu ironischer Betrachtung gegenüberstanden hatte.

Mit den Beiträgen zur Charakteristik unsers großen Staatsmannes ist aber der interessante Inhalt der beiden Bände keineswegs erschöpft. Da Motley von den 63 Jahren seines Lebens reichlich die Hälfte, den bei weitem größten Teil seines Mannesalters, in Europa zugebracht und stets einen lebhaften Briefwechsel mit Angehörigen und Freunden dies- und jenseits des Weltmeeres unterhalten hat, liefert dieser eine Selbstbiographie, die den Vorzug hat, nicht erst im Alter und mit dem Zwecke der Veröffentlichung verfaßt zu sein. Er hat in Deutschland, den Niederlanden, England, Frankreich, Italien wiederholt längern Aufenthalt genommen, kürzern in Rußland, und teils seine amtlichen Stellungen, teils seine schriftstellerische Thätigkeit brachten ihn in Verbindung mit verschiedenen Gesellschaftskreisen, vor allem mit der vornehmen Welt der verschiedenen Länder. Er beobachtet gut, anfangs als Fremder, der an alles den Maßstab seiner Heimat anlegt (die Gewohnheit, nicht nur über die Lebensgewohnheiten, sondern auch über die Lebensmittelpreise nach Hause zu berichten, giebt diesen Mitteilungen einen bleibenden Wert), später als Eingebürgertter. Eine enthusiastische Natur, thut er allerdings seinen Sympathien und Antipathien keinen Zwang an, ist sich aber dessen wohl bewußt und giebt solche Urteile nicht für objektiv aus. Dabei ist alles, was er schreibt, von schönem Familiensinn und kräftigster Vaterlandsliebe durchweht und durchwärmt. Genug, es verlohnt sich wohl, einen Gang durch dieses Lebensbild zu machen.

Wir folgen hierbei der autorisirten deutschen Ausgabe: Briefwechsel von S. L. Motley. Aus dem Englischen übersetzt von A. Elze (Berlin, D. Sanke), die, wie vorausbemerkt werden mag, leider nicht frei von Fehlern ist. Bei vielen bleiben wir im Zweifel, ob sie dem Setzer oder dem Übersetzer zur Last fallen. Gewiß ist, daß des Letztern Deutsch (wie schon der Titel zeigt) und seine Interpunction manches zu wünschen übrig lassen, und daß die Übersetzung oft nach dem Wörterbuche schmeckt. Am unangenehmsten fällt die häufige Verunstaltung bekannter Namen auf. Daß der holländische Diplomat Heekeren immer Heekeren heißt, mag verzeihlich sein; aber der amerikanische Gesandte Fay (der Nachfolger Motleys in Wien, der Schwiegervater des Generals v. Schweinitz) wird wohl zehnmal Fay genannt, Duvergier d'Hauranne und

Rehberg wiederholt Dubeyrier d'Hauzanne und Rehberg u. dergl. m., was doch hätte vermieden werden können.

Achtzehnjährig bezog Motley, aus Massachusetts gebürtig, die Universität Göttingen, und die Briefe von dort wie aus Berlin und von einer halbjährigen Reise durch Sachsen, Österreich, Frankreich, Italien behandeln vorwiegend das, was dem jungen Amerikaner fremd und sonderbar erschien: das deutsche Studentenleben, die mangelhaften Verkehrsverhältnisse in damaliger Zeit, das Phlegma der deutschen Postillone u. dergl. m. In Dresden besucht er Tietz, Gastein ist zu seiner Zeit noch ein primitives Dorf (auch Hehn fand 1879 die Einrichtungen noch „bäurisch,“ hingegen die Preise auf der Höhe der komfortabelsten Badeorte, jetzt reiht sich eine Mietkaserne an die andre!); mit viel Humor wird eine Besteigung des Ätna geschildert. Dann beschäftigt er sich in Boston schriftstellerisch, läßt zwei Romane erscheinen, faßt den Plan, die Geschichte des Unabhängigkeitskampfes der Niederländer zu schreiben, gewinnt jedoch die Überzeugung, daß dies ohne Benutzung der europäischen Archive und Bibliotheken unmöglich sei. Eine Episode bildet seine Anwesenheit — Thätigkeit wird man kaum sagen können — als Legationssekretär in Petersburg 1841 bis 1842. Er liefert von dort abwechselnd seiner Frau und seiner Mutter sehr umständliche Berichte über das Hofzeremoniell u. dergl. m., und nimmt in sein Tagebuch auf, was er über Verfassung, Heerwesen, Wohltätigkeitsanstalten u. s. w. in Erfahrung bringen kann.

Das nächste Jahrzehnt ist seinen historischen Arbeiten gewidmet. Er gräbt mit größter Ausdauer in den Archiven im Haag und in London nach, zieht sich von Zeit zu Zeit an einen andern Ort zurück, um in Ruhe das angesammelte Material zu verarbeiten (z. B. Dresden, Florenz), und hat große Sorgen wegen der Kostspieligkeit seines Unternehmens und der geringen Aussicht auf Absatz. Der Buchhändler Murray in London, an den er empfohlen worden war, lehnte den Verlag des ersten Werkes (*Rise of the Dutch Republic*) ab, was er nachträglich sehr bedauerte und durch glänzende Honorierung der *History of the united Netherlands* gut zu machen suchte. Der Erfolg des erstern Werkes machte Motley in London einigermaßen zum Löwen des Tages. Er wußte sich vor Einladungen kaum zu retten und konnte nur mit Mühe zwischen Frühstücken, Dinners, Routs u. s. w. Zeit für die Bibliothek des Britischen Museums gewinnen. Der Gebrauch, schon zum wirklichen Frühstück (breakfast, nicht luncheon) Gäste zu bitten, hat nicht seinen Beifall; „wenigstens mir ist es verhaßt, schon frühmorgens mit Leuten zu sprechen, mit denen ich nicht intim bin. Braucht man schon im gewöhnlichen Verkehr ein paar Gläser Champagner, um die Oberfläche aufzutauen, so muß freilich, wenn man Thee auf dieses Eis gießt, ein sehr schwacher Aufguß entstehen, und daß Gäste lustig werden sollen über Zuckerbrezeln, kann nur eine arge Täuschung sein.“ Gelegentlich reizt auch das Einerlei der dinner parties

seine Satire. „Man kommt vor einem ernstern Gebäude von nanfingfarbenen Ziegeln an und wird von einer Schar ehrfamer Lakaien empfangen, vertraut einem derselben in bescheidenem Flüsterton seinen Namen an, damit er ihn seinen Kollegen auf dem obern Treppenabsatze zubrüllen kann. Dann tritt man in einen weiten Saal ein, worin soundssoviel Herren und Damen sich befinden, mit denen man die üblichen Redensarten über die Hitze, die Wohlgerüche der Themse wechselt, ehe der feierliche Zug sich die Treppe hinab zum [zur] salle à manger bewegt. Langsam und traurig [sad?] setzen wir uns hin, und immer werden genau dieselben Schüsseln in genau derselben Anordnung [Reihenfolge?] dir unter die Nase gehalten, auch immer in demselben Moment. Ist dann die normale Zeit von anderthalb Stunden verflossen, so rauschen die Krinolinen wie auf Kommando, und die Damen entschweben wieder zu den höhern Regionen. Die männlichen Überlebenden thun so, als fühlten sie sich erleichtert, rücken näher zusammen, angeblich um zu politisiren, obgleich nie etwas gesagt wird, und um Wein zu trinken, von dem keine Pinte konsumirt wird. Sobald wieder die normalen zwanzig Minuten so hingebracht sind, erfolgt die feierliche Frage: „Noch ein wenig Wein?“, wird abgelehnt [verneint?], und die Prozession steigt so ernst wie zum Leichenbegängnis die Treppe hinauf, als hätten sie alle sich versammelt, um einem abgesehenen Freunde die letzte Ehre zu erweisen, und wären froh, allen Vorschriften geziemend genügt zu haben.“

Erinnert diese humoristische Beschreibung nicht an manches heitere Bild in den Briefen seines großen Freundes? Im übrigen giebt er sich dem Zauber des Verkehrs in der englischen vornehmen Welt widerstandslos hin, in der Stadt wie auf den prächtigen Landsitzen, ist immer neu entzückt von den Frauen, namentlich von den Großmüttern, die wie ihre Töchter aussehen, und traut allen Männern das Beste zu. Dieser Glaube wird freilich, als es zum Bürgerkrieg in Amerika kommt, etwas erschüttert, und späterhin kommt ihm auch die Rehrseite des glänzenden Bildes deutlicher zum Bewußtsein. So schreibt er von Strathfieldsaye, dem Landsitze der Wellingtons: „Der Park ist einer der schönsten von den vielen sammetnen, grünbelaubten, dem Walde abgerungenen stattlichen Landsitzen Englands — Paradiese[sin], die im moralischen und politisch-ökonomischen Sinne verderblich sind, und die, wie ich glaube, dereinst in kommenden Jahrhunderten dem allgemeinen Wohle zum Opfer fallen müssen.“

Und im Begriff, England zu verlassen, 1867: „So sehr ich den außerordentlichen Reiz der Verfeinerung und Anmut der englischen Lebensweise, besonders des Landlebens, ästhetisch und sinnlich zu genießen und zu würdigen weiß, fühle ich doch zu scharf, welch einen enormen Preis das englische Volk dafür zahlt, damit diese reiche Aristokratie mit ihren Parks und Schlössern, ihren Fuchsjagden, Fischereien und Wettrennen, ihrer glänzenden unbeschränkten Gastlichkeit, ihrer litterarischen und gelehrten Muße (!) so fett werden konnte, als daß ich jemals in Gefahr käme, mein Urtheil bestechen zu lassen. Trotz

allem ist es besser, nicht zu lange und zu reichlich von dem Zaubertrank dieser Gastfreundschaft zu genießen.“

Es wird kaum eine bedeutende Persönlichkeit während der zwanzig Jahre von 1858 bis 1877 in England gelebt haben, mit der Motley nicht in Berührung gekommen wäre; doch beschränkt er sich in seinen Briefen, wenigstens in denen an Damen, meistens auf die Beschreibung ihrer äußern Erscheinung. Manchmal gelingt allerdings eine solche Skizze vortrefflich. Z. B. die folgende: „Nach dem Frühstück begab ich mich in das Britische Museum und hatte mich seit einer halben Stunde in ein Manuscript vertieft, als ich den Kopf wendete, und sah, daß Thackeray neben mir saß mit einem Stoß alter Zeitungen, »und eben an der neunten Nummer der Virginier schrieb.« Er nahm die Brille ab, um zu sehen, wer ich wäre, und lud mich augenblicklich ein, am nächsten Tage bei ihm zu essen (wie er dies bei jedem thut, den er trifft). Ich konnte die Einladung nicht annehmen, und darauf zeigte er mir die Seite, die er so eben geschrieben hatte, mit einer zierlichen, kleinen, sehr leserlichen Handschrift; und dann fuhren wir fort zu studiren. Ich kann mir nichts Angreifenderes vorstellen für einen Schriftsteller, als so wie er von der Hand in den Mund zu leben; ich meine in der Art, wie er dem Druckerteufel das Futter liefert. Jetzt beendet er eben die Nummer, die in wenigen Tagen erscheinen soll; und immer, ob er krank oder gesund ist, fruchtbar oder gedankenarm ist, muß er dieselbe Menge Scherz, Pathos oder Empfindung hervorbringen. Er muß regelmäßig die Flinte laden und auf Kommando losschießen. Man sollte meinen, er setze dabei sein Leben zu.“

Um das schriftstellerische Talent unsers Autors von einer andern Seite zu zeigen, wählen wir eine Stelle über die Lage von Florenz, an der sich die Leser der Grenzboten umso mehr erfreuen werden, als ihnen vor kurzem die höchst abgeschmackten Redensarten eines geistreichelnden Dänen über denselben Gegenstand mitgeteilt worden sind. „Die Blumenstadt ist inmitten eines Gartens erbaut. Eine flache, grüne, üppige, etwa drei bis vier Meilen breite Ebene wird von einer Kette sanftgeschweller Berge umschlossen, und wenn es jemals kleine Hügel gab, die, wie der Psalmist sagt, in die Hände klatschten und wie Lämmlein hüpfen, so müssen es solche gewesen sein. Der Anblick dieser Umgegend ist so heiter, wie der der Stadt finster ist. [Mit den alterstgrauen Städten kann sich der Amerikaner durchweg nicht befreunden!] Alle die Hügel weit und breit sind mit Palästen und kastellartigen Herrenhäusern bedeckt; Klöster und Dörfer liegen weißlich durch silberschimmernde Olivenhaine, üppige Weingärten und feierliche Cypressen. Die Stadt mit ihren Glockentürmen und Zinnen im Zentrum ist gleichsam das Herz der Blume, Staubfäden, Stempel und die innern Blättchen enthaltend, während die schöne große Blumenkrone, voll aufgeblüht, sie rings umgiebt. Um sich dies vorzustellen, braucht man nur eine der Anhöhen außerhalb der Stadt zu besteigen, und

man wird sich überzeugen, daß Florenz ganz eingehüllt in einem Kreis vieler kleiner Florenze liegt.“

Desto unsympathischer ist ihm Paris, es übt „einen bedrückenden Einfluß“ auf ihn aus — zum Teil wohl, weil das damalige Paris seine Signatur durch das zweite Kaiserreich erhielt. Denn der gründliche Widerwille gegen Louis Napoleon (den Kaisertitel und Kaiseramen versagt er ihm beharrlich) kommt bei jeder Gelegenheit zum Ausbruch, und der hat etwas Erquickendes, wenn man sich erinnert, wie in den fünfziger und sechziger Jahren fast die ganze Welt den Mann vom 2. Dezember anbetete. Bei den berühmten langweiligen Stadtvierteln, durch die Herr Hausmann Paris „verschönert“ hat, fällt ihm ein, was man wohl in Boston sagen würde, wenn die Verwaltung der Stadt und die Regierung von Massachusetts auf solche Art „den armen Leuten Arbeit verschaffen“ wollten, d. h. ungeheure Anlehen aufnehmen, um einen Palast für den Gouverneur zu bauen, die Stadt niederzulegen und an ihrer Stelle neue achtsstöckige Granitpaläste aufzuführen zu lassen, in denen für Wohnungen und Läden der kleinen Handels- und Gewerbsleute kein Platz wäre. Nach dem Züricher Frieden spricht er seinen Unwillen darüber aus, daß „die Völker des [europäischen] Festlandes aus Feigheit oder Trägheit dem gefährlichsten Übelthäter, der jemals die Macht usurpirte, verstattet haben, sie alle zu täuschen, lahmzulegen und durch Furcht um den Verstand zu bringen.“ Das Vertrauen des ganzen italienischen Volkes sei ebenso unglaublich wie rührend gewesen „und hätte jeden Mann in seiner Stellung zum Helden machen müssen, wenn er nur einen Funken von Großmut in sich trug,“ während er zuerst die Empörung schürte und zum Ausbruche brachte, um dann seine Verbündeten im Stiche zu lassen. In eben so bitterm Tone bespricht er 1862 und 1863 die „moralische“ Unterstützung, die Frankreich und England den aufständischen Polen angedeihen lassen, die sie auch den amerikanischen Sklavenhaltern angetragen hatten. „Es wird wieder ein großes Gerede über Freiheit und freie Verfassungen geben vonseiten jenes Apostels der Freiheit und Zivilisation, Louis Napoleon.“ Bei Ausbruch des deutschen Krieges glaubt auch er an eine Verschwörung Preußens und Italiens „mit dem Fürsten der Finsternis, der es zeitweise geeignet findet, in Gestalt eines Herrschers von Frankreich zu erscheinen und in den Tuileries zu wohnen“; er sieht keinen Gewinn für die Menschheit in der Zertrümmerung Oesterreichs und seiner Verteilung „unter die drei Verschwörer.“ Um so größer ist dann seine Befriedigung darüber, „wie köstlich dem Monsieur Louis Napoleon mitgespielt worden,“ daß er in den großen Umwälzungen von 1866 nur eine Null gewesen und nun bald die Leute in ihm den Charlatan und unleidlichen Störfried erkennen würden, dessen stetes Augenmerk es gewesen sei, die Einheit Italiens und die Einheit Deutschlands zu verhindern und die amerikanische Union zu sprengen.

Dieser letztere Umstand liefert, wie wir sehen, den Grundton für die Beurteilung des Kaisers der Franzosen, der wir auch zur Zeit des mexikanischen Kaiserthums wieder begegnen. Die Wahl Lincolns und die Losreißung der Südstaaten hatten aus dem Gelehrten und Schriftsteller einen eifrigen Politiker gemacht. Er wurde nicht müde, nach allen Seiten hin die Gerechtigkeit der Sache der Nordstaaten zu vertreten, insbesondrer gegenüber seinen Freunden in England, wo so viele für Jefferson Davis Partei nahmen; er bemühte sich andererseits auch, die Entrüstung seiner Landsleute zu mäßigen, da er sich die ungeheure Gefahr eines gleichzeitigen Krieges mit England nicht verhehlte. Deshalb verfezte ihn die sogenannte Trent-Affaire, die widerrechtliche Gefangennahme zweier Abgesandten der Konföderirten auf dem englischen Postschiffe Trent durch den Kapitän eines Unionschiffes, Wilkes, in große Aufregung, und er konnte die weise Nachgiebigkeit seiner Regierung nicht genug preisen. 1861 nach Amerika zurückgekehrt, sah er anfangs alles in rosigem Lichte, setzte volles Vertrauen auf die Generale und auf die begeistert zu den Fahnen eilenden Milizen. Aber so bald auch die Illusionen zerstört wurden, so bedenklich es oft während des auf das Vierfache der von ihm angenommenen Zeit sich ausdehnenden Krieges um die Sache des Nordens stand: der Glaube an dessen endlichen Sieg wurde nie wankend, und in dieser Beziehung werden seine Briefe einmal schätzbare Zeugnisse für den Geschichtschreiber bieten. Schon nach den ersten Gefechten erkannte er es als Thorheit, Milizoffiziere ein höheres Kommando zu übertragen; freilich meinte er damals noch, daß an erfahrenen Armeemoffizieren kein Mangel sei. Wenige Tage später rügt er „den verderblichen Mißbrauch, Politiker und Zivilbeamte zu Brigadenchefs und Generalmajors zu ernennen.“ Auffallend ist es, daß in seinen und seiner Korrespondenten Briefen der Teilnahme der Deutschen am Kriege gar nicht oder in ungünstigem Sinne gedacht wird. Daß die deutschen Radikalen, die zu Fremont hielten, „die unpraktischsten Leute von der Welt“ waren, ist nicht zu bezweifeln. Aber wenn einer von Motleys Freunden die lange Dauer des Krieges darauf schiebt, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nicht mehr „so homogen“ war, wie während des Revolutionskrieges, so ist das ein starkes Stück und lehrt wieder nur, welchen Dank der zu erwarten hat, der seine Kräfte einer andern Nation widmet. Die Deutsch-Amerikaner haben doch ihre Schuldigkeit gegen das Adoptiv-Vaterland redlich erfüllt, und die Yankees können den Namen Franz Sigel, Felix Salm (geblieben bei St. Privat), Schurz, Blenker wohl nicht so übermäßig viele entgegensetzen. Motley verwahrt nur einmal die Union gegen den Vorwurf, daß ihre Armeen nur aus Irländern, Deutschen „und andern Söldnern“ bestünden! Indessen soll nicht gesagt sein, daß er blind gegen die Schwächen seiner Landsleute sei. Nach einer Vorlesung Thackerays über Georg III. in einer kleinen Gesellschaft in London, „der Creme der Londoner Creme,“ schreibt er: „Wenn er in solcher

Weise die Demokratie oder die südstaatliche Ritterlichkeit vor einer Versammlung der Freien und Aufgeklärten geschildert hätte, würde er auf der Stelle geteert und gefedert worden sein.“ Und über eine Senatsitzung während des Zerwürfnisses mit England: „Es ist verächtlich, daß diese Leute gar kein Gefühl zeigen für die Verantwortlichkeit von Staatsmännern und aus Prahlerei nach einem Seekriege schreien mit einer Macht, die über mehr als vierhundert Kriegsschiffe gebietet, während wir deren fünfundzwanzig bis dreißig besitzen.“

Im Herbst 1861 schickte Lincoln Motley als Gesandten nach Wien, wo er sich der sehr günstigen Gesinnung für die Nordstaaten erfreute, aber die Londoner Gesellschaft vermißte. Er zieht wiederholt Parallelen. Seine natürliche Anlage zur Langweiligkeit sei in der Wiener Atmosphäre zu schneller Entwicklung gelangt. „Die englische Gesellschaft ist viel interessanter, weil jeder, der etwas Bemerkenswertes gethan hat, darin angetroffen wird. Aber selbst wenn ein Österreicher Shakespeare, Galileo, Nelson und Raffael in einer Person wäre, so könnte er nicht in die gute Gesellschaft von Wien zugelassen werden, wenn er nicht sechzehn Ahnen aufzuweisen hat [hätte], da nur Geburtsadel Zutritt verschafft.“ Das erklärt vielleicht die kindische Jagd nach Adels-titeln in Österreich. Mit dem Ritter- oder Freiherrendiplom auch gleich eine Anzahl Ahnen zu verleihen, ist allerdings nicht mehr gebräuchlich, aber — gar so streng muß die Grenzsperrre doch nicht sein, da, wie wir aus andern Briefen Motleys ersehen, die Herren von Rothschild zur Wiener „Gesellschaft“ gehören. Er knüpft aber später auch ernste Betrachtungen an die Exklusivität und Oberflächlichkeit der regierenden Schicht an. „Schön tanzen, gut reiten, reizende Manieren und zweiunddreißig Ahnen haben, genügt doch nicht, um in unsern entarteten Tagen die Welt zu regieren; und so erklärt sich Königgrätz und der Prager Friedensschluß.“ Die große Bedeutung des Theaters im Wiener Leben mutet ihn auch fremdartig an, doch kann er nicht umhin, dem Burgtheater sein Kompliment zu machen. Das (alte) Haus nennt er wohl „den schäbigsten alten Kumpelkasten,“ den man sich vorstellen könne, „gebaut wie ein Omnibus,“ schlecht beleuchtet, aber es hat doch „etwas Vornehmes mit seinem bewunderungswürdigen Spiel und den Logen, in denen lauter Erzherzöge, Prinzen und Gesandte sitzen. Du kannst — schreibt er einer seiner Töchter — pomphaft vergoldete, funkelneue Theater überall finden, in Paris und in Buffalo, aber schwerlich eines darunter mit einer solchen Schauspieltruppe und solchen Zuschauern.“ Die Wiener, die jetzt auch ein pomphaft vergoldetes, funkelneues Schauspielhaus besitzen, scheinen sich in der That nach dem schäbigen alten Kumpelkasten zurückzusehnen.

Entzückt ist Motley von der Schönheit und Lebenswürdigkeit der Kaiserin, und er berichtet eine artige kleine Geschichte von einem Hofdiner. Die Kaiserin unterbrach ihr Gespräch mit ihm plötzlich durch den Ausruf:

„Ich bin so ungeschickt!“ wobei sie „in der adorabelsten Weise wie ein Schulmädchen errötete.“ Sie hatte ein Glas römischen Punsch umgeworfen, und der Kaiser machte ihr das sofort galant nach, „worauf großer Wirrwarr entstand.“ Wäre der Erzähler ein Lyriker, so würde er die schönsten Sonette „auf jene majestätischen Augenbrauen“ dichten.

In Wien hätte er Muße zum Arbeiten gehabt. Doch abgesehen davon, daß ihm als fremdem Diplomaten einem alten Gesetze gemäß das Archiv verschlossen blieb, nahmen ihm die großen Ereignisse in Europa wie in seiner Heimat die Ruhe dazu. „Das sechzehnte Jahrhundert verblaßt vor dem neunzehnten,“ sagt er 1864. Die politischen Zustände Oesterreichs flößen ihm kein großes Interesse ein, die Verfassungskämpfe werden nur in spöttischem Tone erwähnt. So 1863: „Wir haben uns hier ein kleines Parlament eingerichtet, das wir den Reichsrat nennen, und sind so stolz darauf wie Punsch. Es hat sich schon zwei Jahre lang gut bewährt, nur kommen die Oppositionsmitglieder, die zwei Drittel davon ausmachen, nie, und das macht es für die Administration umso leichter.“ Und 1865 aus Gmunden, nach dem Ausdruck der Freude über die vortreffliche Bewirtschaftung der Bauerngüter in Oberösterreich, wo es „seit dem fünfzehnten Jahrhundert keinen Rittersgutsbesitzer mehr gegeben hat“\*): „Man hat die harmlose Februarverfassung abgeschafft — nein, fistirt, wie hier die Phrase lautet . . . Wenn nun das wutentbrannte Volk Barrikaden baut auf dem Kohlmarkt und am Graben, und eine Revolution ausbricht, so werde ich leider nichts davon zu sehen bekommen, denn wir bleiben noch vierzehn Tage länger hier. Wahrscheinlich wird so manche Flasche Schwechater Bier mehr getrunken werden in dieser Woche als sonst.“

Ernsthafter beschäftigt ihn natürlich die mexikanische Angelegenheit, doch sieht er den Ausgang des abenteuerlichen Unternehmens klar voraus und bedauert den „armen jungen Mann,“ der sich zu einem „Satrapen des Bonaparte“ hergiebt. Diesem Bedauern ist übrigens keine Sympathie beigemischt. Er zitirt aus des Erzherzogs Reiseskizzen dessen Bewunderung der Stiergefechte, der Inquisition und des Herzogs von Alba und erzählt als beglaubigt, daß der künftige Kaiser von Mexiko sich vor dem Spiegel eine Krone von Pappe aufprobirt habe, um zu sehen, wie gut sie ihn kleide. Es sei „sehr ungerecht,“ daß ihm nicht einmal das in Wien aufbewahrte Szepter Montezumas mitgegeben werde, meint Motley. Daß er sich über das Schicksal des polnischen Aufstandes keinen Illusionen hingab, haben wir bereits gesehen, und auch über die griechische Revolution urteilt er sehr kühl. Weshalb denn Palmerston nicht „den Gesandten des verflorenen Otho des Großen, den Wiener Billionär

\*) Wenn wir den Zeitungen glauben dürfen, ist man soeben daran, jenem „Bauernparadiese“ den Garaus zu machen!

Baron Sina," zum König von Griechenland mache? Er habe gute Zeugnisse, spreche griechisch und deutsch, sehe nicht auf hohen Gehalt u. s. w. Daß ihm der Ausgang des Streites um Schleswig-Holstein ganz gleichgültig sein darf, „gereicht ihm zum großen Troste“; er sieht ein, daß die Briten auf der Halbinsel eine schwache Macht, die sie unter dem Daumen halten können, vorziehen. Für den armen deutschen Bund hat er vollends kein Mitgefühl. Daß er an Altersschwäche stirbt, könnte ihn persönlich kränken, meint er, weil sie in gleichem Alter standen. „Nun hat er sich noch für unauflösbar erklärt, und das möchte ich ihm nachthun.“ Auch den Notenkrieg zwischen Oesterreich und Preußen behandelt er (23. April 1866) humoristisch, indem er den Verlauf der Dinge von dem Einmarsch in Holstein an nach den Hauptdaten zusammenstellt bis zu dem beiderseitigen Verlangen der Abrüstung, und stellt die Regel-deträufgabe: Da Oesterreich seiner Versicherung nach gar nicht gerüstet hat, wieviel muß es nun abrüsten, damit Preußen das gleiche thun kann? Zwei Monate später werden die Betrachtungen ernster. Er erwägt die Folgen des Sieges der einen und der andern Macht und findet, daß Preußen, indem es seine Wespengestalt abrunde, auch in politischer und militärischer Beziehung die Leitung in Deutschland haben werde, die es in geistiger und gewerblicher Beziehung habe; es könne „eines Tages ebenso liberal wie mächtig“ werden und im Herzen Europas ein Gegengewicht gegen Frankreich bilden, „so lange dies im Despotismus ist, und mit ihm Hand in Hand gehen, sollte die französische Nation sich wieder befreien.“ Dagegen werde der Sieg Oesterreichs „mit seinen nur acht Millionen gebildeten Deutschen und beinahe dreißig Millionen Asiaten in Schafspelzen und engen Hosen in den Stiefeln alle die kleinen Hoheiten und Serenissimi von Kroatien bis Frankfurt, von Triest bis Sizilien wieder zum Leben erwecken.“ Allerdings befürchtet er, das erste Ergebnis der Erfolge Preußens werde „eine Großspurigkeit ohne gleichen sein.“

Unmittelbar vor dem Eintreffen der Nachricht von Königgrätz rügt er die Haltung der Bevölkerung von Wien: nicht einmal nach Bull Run habe er seine Landsleute so allen Stolz und alle Selbstachtung verlieren sehen. Nur die Gefangennahme des Kurfürsten von Hessen habe allgemeine Heiterkeit erregt. Nach der Entscheidung kränkt ihn, daß „das arme liebe Oesterreich der langen Liste seiner Mißgriffe noch die fruchtlose Erniedrigung von Louis Napoleon hinzugefügt“ habe. „Ich kann ihm alles eher verzeihen als das.“ Sehr ergötzlich ist die Schilderung, in welcher Weise in den Tagen der Angst vor den Preußen seine diplomatische Thätigkeit in Anspruch genommen wurde. „Die ganze Judenschaft hat plötzlich entdeckt, daß sie Angehörige der Vereinigten Staaten seien. Eine Menge solcher amerikanischen Bürger hebräischer Konfession, die in Oesterreich geboren und ansässig sind, wenden sich an mich mit der Frage, was ich als ihr natürlicher und gesetzlicher Beschützer für sie zu thun gedenke, wenn die Stadt geplündert wird.“ Sie gingen höchst aufgebracht

von dannen, da er erklärte, weder ein Petroleumlager, noch Pferde, noch Mobiliar u. s. w. in seinem Hause unterbringen zu können, und ein Handelsmann aus Pest drohte ihm mit einer Beschwerde in Washington. Er selbst hat allerdings keine hohe Meinung von seiner Hauptbeschäftigung, in Depeschen Meinungen und Vorherfagungen zu äußern, die in dem Augenblicke des Empfanges solcher Briefe oft schon widerlegt sein und daher lächerlich erscheinen können. Deshalb verargt er es dem Staatssekretär Seward sehr, die abscheuliche englische Mode der Blaubücher nachgemacht zu haben. Mit dem großen Publikum Korrespondenz zu führen, sei der augenfälligste Unsinn der modernen Zeit, und er stellt sich vor, wie erstaunt die scharfsinnigen und einflußreichen Ambasciatori aus den glorreichen Zeiten der Republik Venedig gewesen sein würden, und nicht minder die Fürsten, Minister u. s. w., wenn die genauen, nichts übertreibenden und nichts mildernden Schilderungen von Personen und Ereignissen in den Gesandtschaftsberichten wenige Monate nach ihrer Abfassung durch alle Zeitungen Europas zur Kenntniss der Nächstebeteiligten gebracht worden wären.

Indessen enthalten Motleys Briefe doch manche „Meinungen und Vorherfagungen,“ die nicht Lügen gestraft worden sind. Als alle Welt den Sieg der Preußen dem Zündnadelgewehr zugute rechnete, machte er dagegen geltend „den energischen Willen, den lebendigen Geist und die weitreichenden, unablässig verfolgten Entwürfe des Mannes, der Preußen regiert.“ Er sieht voraus, daß Süddeutschland sich anschließen und daß Italien genötigt sein werde, sich mit Österreich zu versöhnen.

Schließlich mag zur Freude deutscher Schriftsteller erwähnt werden, daß Motley Ende 1864 vom North American eingeladen wurde, vier Artikel zu liefern, deren Stoff er aus dem Material für sein Geschichtswerk (*Edenbarneveldt*) nehmen könne, und für die er die Kleinigkeit von 1000 Dollars, 4150 Mark, erhalten solle. Ob er den Antrag angenommen hat, erfahren wir nicht.

Im Jahre 1873 hatte er einen Schlaganfall, erholte sich wieder, konnte auch 1875 noch einen letzten Besuch in seiner Heimat machen; 1877 starb er plötzlich in England, wo zwei seiner Töchter verheiratet sind.

